



Text
MARCO ACKERMANN

Schlaflos in Oslo

Er war Servettes Rockstar, Schweizer Fussballer des Jahres, aber wurde auf dem Höhepunkt aus der Nati geworfen. Trotzdem lautet Hans-Jörg «Joko» Pfisters Lebensmotto bis heute: einmal am Tag so richtig lachen.

Joko Pfister ist in aufgeräumter Stimmung, als er zum Gespräch empfängt. Er und seine Frau haben gerade ihre Katzen ins Tierheim gegeben, um zu testen, ob sie Heimweh haben. Nun erhielten sie die Nachricht: alles in Ordnung!

Nur etwas verhaselt Pfister die Peterilie: dass die Schweizer Mixed-Curler zum Olympia-Auftakt eine Kanterniederlage kassieren. Der bald 75-Jährige outet sich als fanatischer TV-Sportler. Er schaue jedes Skirennen. Den Liechtensteiner Draufgänger Marco Büchel habe er geliebt. In seiner Jugend habe man noch mit den Ski von Magglingen bis in die Bieler Altstadt fahren können, bis fast an die Haustür, wo er aufgewachsen sei, so Pfister.

Heute hat er eine Wohnung in Préverenges bei Lausanne in einem alten Gutsbetrieb, mit Pool im Garten und Sicht auf den Lac Léman. Im Büro hängen Bilder aus seiner Karriere, auch eines vom Cupfinal 1979, als sich der Servette-Stürmer im Luftduell mit YB-Haudegen Jakob Brechbühl durchsetzt. Ausgerechnet ein Kopftor! Ein solches gelang Pfister selten, seine Spezialität waren Flatterbälle aus der Distanz.

Und'ausgerechnet Brechbühl! Er war mit Pfister zwei Jahre zuvor so schwer zusammengestossen, dass dieser eine Saison lang pausieren musste, die Ärzte meinten gar, Pfisters Profikarriere sei vorbei. Obschon Brechbühl keine Absicht unterstellt wurde, gingen die Wogen hoch unter Fans und Journalisten, als Pfister sein Comeback gab, wieder auf den Verteidiger traf und erneut harte Zweikämpfe entbrannten. Welsche Zeitungen warfen den Bernern und ihrem Trainer Timo Konietzka vor, sie würden mit ihrer Aggressivität das schöne Genfer Spiel zerstören. Die «Tribune de Genève» forderte: «Beendet das Massaker!» Es war von einer Vertiefung des Röstigrabens und einem «Ideologienkrieg» zwischen lateinischem und germanischem Spielstil die Rede.

Mit dem Cupfinal-Tor im Wankdorf nahm Pfister auf die sanfte Art Rache. Mit Brechbühl – seinem Teamkollegen aus der Nationalmannschaft – hat er sich längst ausgesprochen. «Unter den Spielern war die Rivalität zwischen Deutsch- und Westschweiz weniger ein Thema», sagt Pfister, «und Servette hatte auch Fanclubs in St. Gallen und im Oberwallis.»

Weil der Cupfinal damals 1:1 endete, brauchte es ein Wiederholungsspiel, das Servette 3:2 gewann. Dabei hatten sich die Genfer schon in ihrer ersten Runde beinahe blamiert. Beim FC La Rondinella, einem Gastarbeiterverein aus der 3. Liga, lagen sie bis tief in die Nachspielzeit zurück, ehe ihnen der Schiedsrichter einen Penalty zusprach. Auch Pfister hielt ihn für ungerechtfertigt, später schrieb er dazu im Buch «Das Spiel meines Lebens» freimütig: «Merci, Schiri.»

Die Grenats schafften in jener Saison das Quadrupel: Sie errangen auch den Ligacup, den Alpengcup und nach 17 Jahren Unterbruch wieder den Meistertitel. Die Bilanz in der Finalrunde der Nationalliga A: 10 Spiele, 10 Siege. Karl Engel liess sich kaum bezwingen, hinten machte Lucio Bizzini dicht, im Mittelfeld gaben Marc Schnyder und Umberto Barberis den Takt an, und vorne ergänzten sich Pfister und Piet Hamberg bestens. Trainer war Péter Pázmány, der im Zuge des Volksaufstands aus Ungarn geflohen und bereits als Spieler mit Servette Meister geworden war.



Zwei Jahre zuvor hatte Jakob Brechbühl (r.) mit einem Foul fast seine Karriere beendet. Im Cupfinal 1979 gegen YB revanchierte sich Joko Pfister mit einem Kopfballtor.

Lange lief es auch auf internationaler Bühne gut. Das Out im Cup der Cupsieger kam erst im Viertelfinal gegen Fortuna Düsseldorf und nur wegen der Auswärts-torregel. Beim 1:1 im Rückspiel war die Charmilles proppenvoll. In Genf schwärmen sie noch heute von jenen zauberhaften Wochen.

Joko Pfister war der lässige Rockstar der Mannschaft; ein Beau mit Halskettchen und langen, blonden Haaren, der die Leute unterhalten wollte. Er spielte ohne Schienbeinschoner, mit heruntergeschobenen Stulpen («Das machte manche Verteidiger psychologisch fertig»). Nach den Partien ging es jeweils ins «Chez Franco», und Pfister schwor dem Amüsement nicht ab. «Ich habe mich nie versteckt. Und hie und da hauten wir in einer Bar auf den Putz. Aber immer Anfang Woche!»

Einmal jedoch sei er am Abend vor einem Spiel gegen Lugano im Ausgang gewesen. Und beim Aufwärmen hätten ihm zwei Typen am Zaun klagemacht, sie hätten ihn morgens um 4 Uhr in der Stadt erkannt. Seine Mähne hatte Pfister verraten. «Tatsächlich sah ich in den ersten zwanzig Minuten keinen Ball.» Doch nach der Pause gelang ihm ein lupenreiner Hattrick. Nach dem Abpfiff habe Lugano-Goalie Proserpi den Ball behalten und ihn gebeten, diesen zu

unterschreiben. Die Typen vom Zaun hat Pfister nie mehr gesehen.

Auch eine Geschichte, die er gerne erzählt: Als Junggeselle verteilte er einmal «den Fräuleins» Tickets fürs nächste Spiel. Und vier von ihnen hätten nach dem Match gewartet, jede in der Überzeugung, sie hätte ein Rendez-vous mit ihm. Um nicht in die Bredouille zu geraten, bat er den Platzwart, ihn durch den Hinterausgang abschleichen zu lassen. Den Verherrinnen, die wissen wollten, wo er geblieben war, liess er ausrichten, er habe einen Schlag erhalten und sich in medizinische Behandlung begeben müssen.

5000 Kilometer auf dem Velo

Zum Mittagessen geht es nun in eine Beiz im Dorf. «Ah, Joko, ça va?», rufen ihm Gäste zu, man kommt ins Plaudern. Pfister bietet ein Gläschen Weisswein an und sagt, ihm sei wichtig, mindestens einmal am Tag so richtig zu lachen, wie er das früher mit Servette-Kumpel Kudi Müller getan habe. Aus Pfister spricht, dass er Schicksalsschläge überstanden hat. Sein Vater starb mit 43 an Lungenkrebs, seine erste Frau wurde nicht viel älter, er selber trotzte vor zwanzig Jahren einer Darmkrebs-erkrankung. Davon hat er sich gut erholt, er gehe oft aufs Rennvelo und mache immer noch 5000 Kilometer im Jahr.

Die Fussballerkarriere von «Jöggu», wie Pfister als Bub genannt wurde, war vorgezeichnet. Seine Eltern waren die Platzwarte im Bieler Gurzelen-Stadion. Mit dem Vater, einem Goalie, klickte er noch gemeinsam für den Quartierverein FC Mett. Eine Anekdote vergisst er nie: Im Entscheidungsspiel um den Aufstieg in die 1. Liga habe es kurz vor Schluss Elf-meter für sie gegeben, der Vater stürmte aus dem Tor und übernahm die Ausführung. Doch er rutschte beim Schuss aus, der Ball sei sogar über die Seitenauslinie gekullert. Aus Scham sei der Vater drei Tage nicht nach Hause gekommen.

Für den Sohn ging es 1972 zu Servette. Profis gab es noch keine. Pfister, gelernter Heizungszeichner, arbeitete tagsüber als Sportartikelverkäufer, was half, sein bescheidenes Französisch aufzubessern. Und Trainer Jürgen Sundermann schickte ihn in Schulklassen, um Servette beliebt zu machen. Weil die Genfer das berndeutsche «Jöggu» nicht aussprechen konnten, wurde «Joko» aus ihm. Seine Mutter hasste den Spitznamen und nannte ihn immer beim Taufnamen Hans-Jörg.

Dass Pfister bei Servette so richtig aufdrehte, lag nicht zuletzt am erwähnten Sundermann, der für ihn «wie ein Ersatzvater» war. Und an einem weiteren Deutschen: Nebenmann Bernd Dörfel, dem Torschützenkönig. Aber die Grenats landeten zunächst immer auf Ehrenplätzen, so auch 1977 unter Pázmándy, und dies auf dramatische Weise. Um den Meistertitel gabs ein Entscheidungsspiel gegen das punktgleiche Basel. Pfister hätte zum Helden werden können, doch er traf beim Stand von 1:1 das leere Tor nicht. Hinterher wusste er, warum: Sein Knie war bereits schwer beschädigt, das ominöse Foul von Brechbühl lag erst ein paar Wochen zurück. Und in dem Moment, als er den Ball ins verwaiste Gehäuse schiessen wollte, gaben Bänder im Knie nach. Trotzdem wurde er von den Berufskollegen zum «Schweizer Fussballer des Jahres» gewählt.

Wäre die Verletzung nicht gewesen, hätte Pfister wohl ins Ausland gewechselt. Er sagt, die Verhandlungen mit Bundesliga-Krösus Mönchengladbach seien weit fortgeschritten gewesen, Günter Netzer habe ihm diesen Kontakt vermittelt. Pfister hätte auch gerne in Italien gespielt, in der Heimat der ersten Frau. Doch wegen der Blamage der Azzurri an der WM 1966 gegen Nordkorea nahm die Serie A eine Weile keine Legionäre auf. Einen Transfer nach Frankreich hätte Pfister nicht als Aufstieg gesehen, da Servette im Alpeencup etliche Klubs von dort übertrumpfte.

Die «Nacht von Oslo» als Knick

Paradox: 1977, auf dem Zenit seiner Karriere, war Pfister aus der Nationalmannschaft ausgeschlossen. Schuld daran war die «Nacht von Oslo» ein Jahr zuvor. Im WM-Qualifikationsspiel gegen Norwegen wurde Pfister in der Schlussphase eingewechselt - für Brechbühl! Doch auch er konnte die überraschende 0:1-Niederlage nicht abwenden. Die Schweizer Presse sparte nicht mit Kritik. Und der Fussballverband befürchtete finanziellen Schaden. Also wurde Ursachenforschung betrieben. Coach René Hüsey musste abtreten - und der Abend vor dem Match wurde Gegenstand von Ermittlungen inklusive Untersuchungskommission. Es gab Gerüchte, Spieler hätten sich nicht seriös vorbereitet. Das Ergebnis: Der SFV verwies Köbi Kuhn und Joko Pfister «auf unbestimmte Zeit» aus der Nati, was man als «lebenslänglich» interpretieren konnte.

Ihnen wurde vorgeworfen, die Nachtruhevorschriften missachtet und damit gegen Disziplin und Kameradschaft verstossen zu haben. Für den 33-jährigen Kuhn war die Sperre verkraftbar, er stand am Ende der Karriere. Aber für den 25-jährigen Pfister bedeutete sie in der Blüte seines Schaffens eine Zäsur.

Zur Wehr setzten sich beide. Kuhn gab eine Pressekonferenz, in der er mitteilte: «Ich habe zwei Fläschchen Bier zu mir genommen statt nur eines wie bewilligt. Ferner habe ich mit Joko Pfister noch eine Stunde auf seinem Zimmer geplaudert, da er und ich einfach noch nicht schlafreif waren. Etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht war ich in meinem Zimmer.»

Pfister bestätigt diese Version. Und regt sich noch immer auf. «Die Sperre war eine Frechheit! Bei den Anschuldigungen wurde völlig übertrieben.» Ein Zeuge wollte sie im Stadtzentrum von Oslo gesehen haben, 15 Kilometer entfernt, das sei Schwachsinn gewesen. Ein Schweizer Koch des Hotels habe ihnen und anderen Spielern halt einen Sack Biere zugesteckt.

Wer es mit Pfister und Kuhn hielt, meinte, man habe Sündenböcke gebraucht und ein Exempel statuieren wollen. Also habe man je einen aus der Deutschschweiz und der Romandie sanktioniert. Laut Pfister war mitverantwortlich für die Affäre, dass sie vor dem Match eine Woche lang in der berühmten Sportschule Malente in Schleswig-Holstein einkaserniert waren, wo sich Deutschland zwei Jahre zuvor weltmeisterlichen Schliff geholt hatte. «Dort war es furchtbar langweilig. Wir schliefen so viel, dass wir in Oslo das Bett nicht mehr sehen konnten.» Oder wie sagte doch Franz Beckenbauer einst der «Bild»-Zeitung? «In Malente wird man wahnsinnig!»

Pfisters Mutter erfuhr von den Wirren aus der Zeitung und kriegte einen Schock. Der «Blick» bildete ein Foto ihres Sohnes so ab, dass sie es zuerst für eine Todesanzeige hielt. Wutentbrannt rief sie in der SFV-Zentrale an.

Als Pfister später einmal gegen Sion vier Tore schoss, wuchs in der Öffentlichkeit das Unverständnis gegenüber der Sperre. Im Verband gab es Funktionäre, die ihn zu einer Nati-Rückkehr bewegen wollten. Weil es aber auch solche gab, die sich nicht entschuldigten, wartete er, bis diese aus ihren Ämtern geschieden waren. Schliesslich vergingen drei Jahre bis zum Comeback.

Nach dem Verweis aus der Nati bildete der «Blick» ein Foto von Pfister so ab, dass es seine Mutter zuerst für eine Todesanzeige hielt.

Hans-Jörg «Joko» Pfister

* 4. Mai 1951 in Biel

		Spiele	Tore
1969–72	FC Biel-Bienne	62	4
1972–79	Servette FC	204	90
1979–81	Grasshoppers	97	26
1981–84	Lausanne-Sports	56	5

Länderspiele		Spiele	Tore
1973–81	Schweiz	26	5

Sein prägendstes Nati-Tor war das letzte 1980, in der WM-Ausscheidung gegen England im Wembley vor 70 000 Zuschauern, als Pfister von der Strafraumgrenze die Goalielegende Peter Shilton bezwang. Aber die Schweiz verlor 1:2, zur Qualifikation für eine Endrunde reichte es wieder nicht.

Darüber ärgert sich Pfister: «Unsere Nati-Trainer machten uns immer viel kleiner, als wir waren. Im Wembley lautete Léon Walkers Ansprache, wir sollten einfach schauen, dass wir nicht 0:5 verlieren. Wir hatten null Selbstvertrauen. Deshalb hatte mancher wenig Lust, in die Nati einzurücken. Um sich für einen Transfer ins Ausland zu empfehlen, waren die Europacup-Einsätze wichtiger.»

Noch dicker kam es kurz darauf, als Pfister bereits in Verbier in den Skiferien weilte und ein Nati-Aufgebot erhielt für eine Südamerika-Tournee, die den Teamgeist stärken sollte. Die Reise entwickelte sich zum Horrortrip. Als die Schweizer nach fast 30 Stunden in unbequemen Anzügen und mit Krawatten in Argentinien ankamen, war es rund vierzig Grad wärmer als in den Alpen. Einmal mussten sie sich laut Pfister auf einem Parkplatz einspielen. Für das Duell mit dem aktuellen Weltmeister waren sie nicht gerüstet – sie gingen in Córdoba mit 0:5 unter.

Ikonisches hatte sich in der 8. Minute ereignet, als der 20-jährige Diego Maradona eine Rabona-Flanke schlug, präzise auf Ramón Díaz, der am Penaltypunkt einnickte. Wie Pfister erzählt, war sein früherer Servette-Teamkollege Claude «Didi» Andrey so begeistert von der Szene, dass er auf dem Feld klatschte. Dies habe Trainer Walker derart missfallen, dass er Andrey nach einer halben Stunde ausgewechselt und ihm mitgeteilt habe, er könne für den Rest der Tour den Fotografen geben. Andrey bestritt nie mehr ein Länderspiel.

Auch danach gegen Uruguay (0:4) und Brasilien (0:2) blieb die Nati chancenlos. Schon auf dem Rückflug war klar, dass die Tage von Walker gezählt waren. Bald war auch für Joko Pfister Schluss, nach 26 Länderspielen machte das Knie nicht mehr mit. «Es explodierte förmlich.» Dennoch machte er noch drei Jahre auf Klubebene weiter, als Nummer 10, wo weniger Grätschen lauerten als ganz vorne.

Nach dem Titelreigen mit Servette hatte er zu GC gewechselt, wo sein Mentor Sundermann übernahm. Endlich konnte Pfister nach Zürich, wo es für ihn finanziell lukrativer war. Ein Transfer zum FCZ



1981 bei der WM-Quali gegen Ungarn stand Pfister (2. v. r., zwischen Heinz Hermann und Umberto Barberis) doch noch einmal im Aufgebot. Danach verzichtete Trainer Paul Wolfisberg (l.) auf seine Dienste.

war von der Liga einst verboten worden, weil Präsident Naegeli unerlaubterweise mit ihm verhandelt hatte. Bei den Hoppers spielte er an der Seite von Claudio Sulser, Heinz Hermann oder Andy Egli, wurde aber bald in die zweite Reihe verdrängt. Zudem vermisste Pfister die Wärme, und als Sundermann durch den herrischen Konietzka ersetzt wurde, war es für ihn vorbei. Sein letztes Profispiel absolvierte Pfister im Cupfinal 1984 mit Lausanne, ausgerechnet gegen Servette (0:1). Pfister befürchtete, von den Genfer Fans ausgepiffen zu werden. «Doch sie feierten mich schon vor dem Anpfiff!» Danach wurde er Vertreter für die Sportmarken Adidas und Dunlop. Er versuchte sich als Trainer, aber das war nichts für ihn. «Ich fühlte mich an der Seitenlinie machtlos.»

Als eines der letzten Highlights ist ihm das Hallenturnier in Genf von 1983 in Erinnerung, wo die Bayern mit ihren Stars Paul Breitner und Karl-Heinz Rummenigge den Pokal in die Höhe stemmten. Sie engagierten Joko Pfister als Fremdenführer. Er wisse ja sicher, wo man in Genf am besten in den Ausgang gehe. «Ein unvergesslicher Abend!» Der Rest ist Schweigen. Von einer «Nacht von Genf», die als Affäre durch den Blätterwald gerauscht wäre, ist nichts bekannt. ➤

Die Südamerika-Tournee der Nati entwickelte sich zum Horrortrip. Einmal mussten sich die Schweizer laut Pfister auf einem Parkplatz einspielen.